

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,
für die Ortschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate
werden bis Montag,
Mittwoch u. Freitag
Mittag angenommen
und kosten:
die Spalt-Zeile 15 Pfg.
Unter Eingangs:
30 Pfg.

**Inseraten-
Annahmestellen:**
Die Arnoldische
Buchhandlung,
Invalidentanz,
Dankenstein & Vogler,
Rudolf Mosse,
W. L. Daube & Co.
in Dresden, Leipzig,
Hamburg, Berlin,
Frankfurt a. M.
u. s. w.

Nr. 117.

Dienstag, den 4. Oktober 1887.

49. Jahrgang.

Abonnements-Einladung.

Auf das mit dem 1. Oktober begonnene vierte Quartal der „Sächsischen Dorfzeitung“, „Neun und vierzigster Jahrgang“, nehmen alle kaiserlichen Postämter, Postexpeditionen und Landpostboten gegen Vorausbezahlung von 1 Mark 50 Pf. Bestellungen an; auch kann das Blatt, wenn es verlangt wird, den geehrten auswärtigen Abonnenten durch die betreffenden Postanstalten gegen Botenlohn von nur 25 Pf. pro Quartal jeden **Dienstag, Donnerstag und Sonnabend** pünktlich ins Haus gesandt werden.

Diesem Preis sind in Dresden und Umgegend, welche ihre Bestellungen direkt bei uns (Neustadt, Kl. Weißner-gasse 4), oder bei den von uns angestellten Boten machen, erhalten die Zeitung jeden **Dienstag, Donnerstag und Sonnabend** ohne irgend eine Preiserhöhung zugesandt.

Dringend ersuchen wir aber, die Abonnements-Bestellungen gefälligst sofort machen zu wollen, indem wir bei späteren Aufträgen für die Nachlieferungen der bereits erschienenen Nummern nicht eintreten können.

Inserate finden bei der bedeutenden Auflage der „Sächsischen Dorfzeitung“ durch dieselbe sowohl in Dresden und dessen Umgegend, als auch im ganzen Lande die ausgedehnteste Verbreitung.

Bereits erschienene Nummern werden, soweit möglich, nachgeliefert.

Die Verlags-Expedition.

Politische Weltanschauung.

Deutsches Reich. Raum hat der österreichische Minister Graf Kalnoky Friedrichsruh verlassen, so ist daselbst nunmehr der Leiter der italienischen Politik, Crispi, zum Besuche eingetroffen. Diese Thatsache beweist, daß das deutsch-österreich-italienische Bündnis noch immer fortbesteht, trotzdem die Interessen Oesterreich-Ungarns und Italiens in mancher Hinsicht kollidieren. Einen Ausgleich dieser Interessen herbeizuführen — das scheint die Aufgabe zu sein, welche sich Fürst Bismarck in erster Linie gestellt hat. Gelingt ihm dies, so ist damit der Fortbestand des mitteleuropäischen Bündnisses und gleichzeitig die Erhaltung des Friedens auf absehbare Zeiten gesichert. Dies weiß auch die deutschfeindliche Presse in Frankreich und Rußland sehr wohl und deshalb sieht sie sich veranlaßt, die Reise des Herrn Crispi nach Friedrichsruh in der gehässigsten Weise zu besprechen, indem sie dem italienischen Ministerpräsi-

dentem vorwirft, er habe sich zu einem willenslosen Werkzeuge in der Hand des deutschen Reichsanzlers erniedrigt. Durch derartige plumpe Verdächtigungen wird es jedoch sicherlich nicht gelingen, Herrn Crispi in seinem Bestreben, der Welt den Frieden zu erhalten, irre zu machen. Mit welcher Aufmerksamkeit übrigens der italienische Ministerpräsident seitens des Fürsten Bismarck behandelt wird, geht schon daraus hervor, daß dieser seinen ältesten Sohn, den Grafen Herbert, Herrn Crispi bis Büchen zum Empfange entgegen-gesandt hat.

Einen neuen Beweis ihrer Friedensliebe hat die deutsche Regierung insofern geliefert, als sie sich bereit erklärte, den Hinterbliebenen des erschossenen Brignon eine Entschädigung zu gewähren, selbst wenn die eingeleitete Untersuchung ergeben sollte, daß der Jäger Kaufmann seine dienstlichen Instruktionen nicht überschritten habe. Gleichzeitig hat der Kaiser den jungen Schnäbele begnadigt, der bekanntlich zu 3 Wochen Gefängnis verurtheilt worden war, weil er einen revolutionären Aufruf an einen deutschen Grenzpfahl angeschlagen hatte. — Mit Bezug auf den deutsch-französischen Grenzverkehr wird ferner noch aus den Reichs-länden geschrieben: An allen wildreichen Grenzen, wo viel gewilbert wird, so z. B. im Böhmerwalde, im Erz- und Riesengebirge, in den Alpen, an der bairisch-tiroler Grenze zc., besteht ein ständiger Kampf zwischen dem Forst- und Jagdpersonal einerseits und den Wilddieben andererseits, mögen sie dem einen oder dem anderen Staate angehören. Mancher brave Förster ist da das Opfer seiner Pflicht geworden, mancher Wilddieb hat da seine verbrecherische Laufbahn beendet. Ob nun der Schutz des Jägers Kaufmann diesseits oder jenseits der Grenze getroffen, ob die Zwischenpausen bei dem dreimaligen „Halt“-Anrufen dem Reglement entsprechen oder nicht, darum kümmert sich in einem solchen Falle Niemand, denn es gilt einfach zu schießen, um nicht geschossen zu werden oder wie sich einmal ein alter Forstmeister ausdrückte: „Drei Tausend Fuß über dem Meerespiegel gelten keine Vorschriften mehr“. Aber eins ist bei diesen Feinden noch nicht vorgekommen, daß nemlich ein Forstbeamter des einen Grenzlandes auf einen jenseitigen Jagdberechtigten, der, wie der verwundete französische Officier, den höheren Ständen angehört, in dem guten Glauben schoß, es sei ein Wilddieb. Ein solcher Fall ist bei — wir wollen nicht sagen — guten und freundschaftlichen, sondern nur bei einigermaßen vernünftigen Beziehungen zwischen der beiderseitigen Grenzbevölkerung absolut undenkbar. Da giebt es so viele Berührungspunkte, daß die Forstausseher des einen Staates die Jagdberechtigten des anderen ganz genau kennen. Nehmen wir nun den Fall an, wie er sich

thatsächlich in Raon-sur-Plaine zugetragen hat, daß nemlich ein etwas entfernt der Grenze wohnender Jagd-besitzer auf seinem unmittelbar an der Grenze liegenden Revier eine Treibjagd veranstalten will und zwar gerade in einer Zeit, wo jenseits der Grenze der Forstschutz wegen Ueberhandnahme des Wilddiebstahles eine wesentliche Verstärkung erfahren hat, so wird jeder nur einigermaßen vorsichtige Jagdinhaber unter solchen Umständen und namentlich, wenn die Ueberschreitung der Grenze während der Jagd fast unvermeidlich ist, die jenseitigen Forstausseher von seinem Vorhaben benachrichtigen. Das ist nicht nur eine waid-männische Höflichkeitsrücksicht dem fremden Jagdpersonal gegenüber, sondern auch in erster Linie ein Gebot der Vorsicht im Interesse der eigenen Jagdgäste und des eigenen Jagdpersonales. Freilich zur Höflichkeit und Vorsicht kann man die Franzosen nicht zwingen; sie dürfen sich aber dann auch nicht wundern, wenn sie mit deutschen Grenzbeamten gelegentlich einmal in Konflikt gerathen. Die moralische Verantwortlichkeit trifft im vorliegenden Falle daher sicher den französischen Jagdinhaber, oder besser gesagt, das unvernünftige Benehmen der französischen Grenzbevölkerung überhaupt, die jede Berührung mit den deutschen Beamten peinlich vermeidet.

Die „Kölnische Zeitung“ bespricht in einem ersichtlich von maßgebender Seite inspirirten Artikel die Aufgabe der Presse und gelangt dabei zu folgendem Resultate: Wir sind der Ansicht, daß die Presse ihren Platz nicht im bequemen Parquettsitz des politischen Theaters zu suchen hat, sondern daß sie mitten im Strome des politischen Lebens stehen muß. Die freie Mitarbeit der Nation an ihren großen Geschicken vollzieht sich weit zweckmäßiger, wirksamer und erfolgreicher in der Form des feingliedrigeren und feinfühligere Journalismus, als durch den schwerfälligen und unbedenklichen Apparat des Parlamentarismus. Gut geleitete Blätter haben die nationale Pflicht, sich als journalistische Machtmittel des deutschen Reiches zu betrachten, die internationalen Fragen unter den Gesichtswinkel der deutschen Interessen zu rücken, im Inlande wie im Auslande richtige Anschauungen über Deutschlands auswärtige Politik zu verbreiten und die Stimmung leitender Kreise zu beeinflussen. — Man sieht, im Obigen werden hohe Anforderungen an die Presse gestellt. Diesen zu genügen sind die Redaktionen aber nur im Stande, wenn sie seitens der Behörden in der gehörigen Weise unterstützt werden.

Im Auftrage des Centralrathes der deutschen Gewerksvereine wird zur Zeit ein Flugblatt unter den Arbeitern verbreitet, welches die Aufmerksamkeit derselben auf die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit

Feuilleton.

Der verhängnisvolle Brief.

Mitgetheilt von Jenny Piorkowska.

(1. Fortsetzung.)

„Ich hoffe, ich störe nicht“, hob Brenten, ihr die Hand reichend, an. „Wie geht es Frau Walding?“

„Die arme Tante hat heute wieder einen schlechten Tag gehabt“, entgegnete Marianne und erzählte, welche Angst und Sorge sie den ganzen Tag über um die Kermise ausgestanden und wie diese sie eben erst ein wenig in's Freie geschickt habe.

„Wie beneidenswerth ist Ihre Tante, eine solche Pfliegerin zu besitzen.“

Inzwischen hatten sie die Bank unter dem Hollunderbusch erreicht und ließen sich hier nieder und Brenten erzählte seiner schönen Gefährtin, wie allein er in der Welt stehe, ohne Aeltern, ohne Geschwister und — er wußte selbst kaum, wie es gekommen — er gestand ihr, wie innig er sie liebe und wie er fürchte, um ihre Hand zu werben, weil er sich ihrer so wenig würdig fühle.

Sie hatte das Gesicht halb von ihm abgewendet, aber bei dem hereinbrechenden Dämmerlichte konnte er sehen, wie alle Farbe aus ihren Wangen wich und er fühlte, wie die kleinen Hände, die er fest in der seinen hielt, zitterten und kalt wurden.

„O, Marianne“, bat er, „wenn Sie mich doch lieben könnten und die Meinen werden wollten — ich wollte Ihnen mein ganzes Leben zu Füßen legen, ich

wollte Sie zur glücklichsten Frau auf Erden machen, meine Liebe sollte Sie vor jeder Sorge, vor jedem Ungemach schützen! Marianne, reden Sie — können, wollen Sie mir angehören?“

Mehrere Minuten verstrichen in lautlosem Schweigen, dann wandte sie den Kopf und sagte in weichem Tone: „Ja, ich liebe Sie und will Ihnen treu bleiben, so lange ich lebe.“

O, wie schnellsten Dankbarkeit, Wonne und Liebe sein Herz, als er diese Worte hörte!

Als Brenten an dem Abende seinem Freunde anvertraute, welchen Schatz er gewonnen hatte, glitt eine seltsame Bewegung über Rudorff's sonst so ruhige Züge.

„Ich freue mich über Dein Glück, Kurt“, sprach er, „Du hast das beste Mädchen in der Welt gewonnen — mache sie glücklich.“

Daß diese Marianne das einzige Mädchen war, welches er selbst je geliebt hatte, das verschloß er tief in seiner Brust, um auch nicht den kleinsten Tropfen Vermuth in des Freundes Freudenkelch zu träufeln; so weiß auch bis auf den heutigen Tag noch Niemand, warum Dr. Rudorff sich nie verheirathet hat.

„Eifersüchtig, glaube ich, bin ich nicht“, sagte Brenten eines Tages zu Marianne, wenige Wochen vor ihrer Verheirathung, „aber ich mag wohl meine Eigenheiten haben, wenigstens sagte mir Rudorff öfter als einmal, ich würde mich wohl nie verheirathen, denn ich verlange zu viel von einer Frau.“

„Das hast Du nicht damit bewiesen, daß Du mich erkoren hast“, lachte Marianne munter.

„Du bist genau, wie ich mir meine Frau immer gewünscht habe“, erwiderte Brenten lebhaft. „Ich habe verschiedene Vorurtheile: so würde ich zum Beispiel nie eine Künstlerin geheirathet haben — ich habe vor allen Malerinnen, vor allen Schriftstellerinnen und dergleichen eine unüberwindliche Abneigung; ich brauche eine vernünftige Frau, deren Wirkungskreis zu Hause beginnt und zu Hause endet.“

„Das finde ich aber nicht recht von Dir“, erwiderte Marianne.

„Gleichviel“, sprach er, „gut, daß ich so glücklich war, eine liebe, kleine Frau zu erringen, wie ich sie mir seit vielen Jahren gewünscht habe.“

„Also wenn ich Bücher schriebe oder Bilder malte, würdest Du mich nicht heirathen?“ meinte Marianne.

„Dann hätte ich Dich überhaupt nie geliebt“, versetzte Brenten; „gerade Dein einfaches, stilles Wesen zog mich zuerst an.“

„Und wenn Dir nun gesagt worden wäre, eins der schönsten Gemälde auf der vorjährigen Bilderausstellung sei von mir — so nähmst Du mich nicht zur Frau?“

„Nein“, schüttelte Brenten den Kopf, „in diesem Falle könnte ich Dich nicht glücklich machen und ebenso würdest Du mich nicht glücklich machen; dann wäre es schon besser, Jeder ginge seinen eigenen Weg. Aber wozu solch unnützes Gerede? Eher würde sich ein bescheidenes Weibchen in eine leuchtende Sonnenblume verwandeln, als daß meine süße Marianne, statt allein für mich zu sorgen, an mich allein zu denken, das große Ganze im Auge hätte.“